

Nachdruck verboten.

151

Der Ankenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

Ein Zeitungsblatt lag auf der Schreibtischplatte. Richard hatte wohl zu lesen versucht, ehe er an seine Geste ging. Zeit padte er das Blatt mit seiner kräftigen Hand, zerknüllte es in der Faust und warf es auf den Boden. Dann stieß er den Stuhl fort, sprang auf und stürmte ein paar Mal wie ein Verzweifelter durch das enge Zimmer.

Das Kind, das still geworden war und eingeschlafen schien, wurde durch den Lärm geweckt und begann von neuem sein Geschrei.

Richard fuhr sich durch das zermüllte Haar.

„Herrgott,“ murmelte er mit einem stumpfsinnigen Blick, „das ist ja — das ist ja — nicht auszuhalten! Da kann man ja verrückt werden!“

„Richard!“ bat Lene. Die Augen wurden ihr heiß. Aber sie schluckte die aufsteigenden Tränen hinab. „Nicht wahr, Du hast Kerger gehabt?“ fragte sie sanft und beschwichtigend.

Er blieb vor ihr stehen und lachte wieder — dieses selbstverhöhrende, bittere Lachen.

„Kerger?“ sprach er nun doch schon wieder ruhiger. Seine Selbstbeherrschung kehrte langsam zurück. „Daß der Pfaffe allerlei Sperenzenz macht — wegen der unterlassenen Trauung — und daß wir's in der Sakristei taufen lassen wollten — nun, ich war ja darauf gefaßt. Er hatte auch bloß so lange Courage, als ich mir's gefallen ließ. Nachher wurde ich ihm unheimlich, und er gab in allem klein bei.“

Er machte wieder ein paar Schritte, langsamer und ruhiger als vorhin, und sprach dabei, abgebrochen, wie für sich, als wenn der Schmerz ihm ein Bekenntnis erprekte.

„Was fragte ich danach . . . Aber daß meine Kollegen — Menschen, die mich Freunde genannt haben, mit denen ich jahrelang gemeinsam wirkte —“

Ein langer Atemzug, eine Stille, in der er sich auf sich selbst befaß und mit aller Energie die aufquellende Bewegung niederarbeitete. Dann ganz ruhig und gehalten: „Ich brauchte also die bewußten Zeugen. Wie gerufen begegneten mir Benkard und Schulz. Ich brachte meine Sache an, fand aber keine Gegenliebe. Die armen Kerle! Sie waren in einer scheußlichen Klemme. Gätten mir's vielleicht zu Gefallen gethan. Aber Schulz steht ganz unter der Fuchtel seiner Frau. Und Benkard tanzt nach Urbans Pfeife und wagt keinen Schritt ohne des hohen Gönners Billigung. Na, ich hätt's ja vorauswissen können. Aber man legt den Kerlen immer seine eigne hinverbrannte, selbstunordentliche Gutmütigkeit unter.“

Lene ließ ihre Arbeit in den Schoß sinken. Die Hände waren ihr plötzlich lahm geworden.

Wie ein Faustschlag hatte es sie getroffen: „Selbstmörderische Gutmütigkeit“? So sah er's an?

„Nachher,“ fing er wieder an, „sprach ich bei Rober vor. Wenn man einem wer weiß wie oft aus der Klemme geholfen hat — er ist ja immer in tausend Nöten. Aber Proft Mahlzeit!“

In dunkeln Grollen erstickte seine Stimme. Er schlang die Finger so hart und gewaltsam ineinander, daß die Knochen knackten. Dann ließ er sich in den Stuhl am Schreibtisch fallen und stützte die Stirn in beide Hände.

Das junge Weib ließ die Augen nicht von ihm.

Alles wie erstarrt in ihr; bloß ein Gedanke wach und lebendig: er bereute, sie geheiratet zu haben.

Und jetzt tauchte etwas leise und mahnend auf: ihr Frauenstolz. Er forderte, er gebot. Irgend etwas Unmögliches, ganz Unausdenkbares.

Fortgehen, wenn sie ihm doch eine Last. Ihn von sich befreien.

Sie hatte es ja vorher gewirkt. War's nun wirklich so weit? Hatte sie, die ihn über alles liebte, ihn unglücklich —

Da richtete er sich wieder auf, so jäh, daß sie zusammenschrak.

„Ja,“ meinte er, die Feder ergreifend und ein neues

Sest aufschlagend, „da müssen wir uns also nach andren Gevattersleuten umthun. Ich dachte, die Steigenberg?“

Er sah sie fragend an. Sie nickte mechanisch.

„Und am Ende den Schuster unten,“ fuhr er scheinbar ruhig fort. „Ist ja 'n netter Kerl — immer gefällig. Daß wir's nur mal hinter uns haben.“ Er korrigierte weiter. „Oder weißt Du jemand anders?“

Sie wußte schon gar nicht mehr, was er meinte.

„Was denn?“

Er wiederholte ungeduldig seine Frage.

Und nun suchte sie hin und her in ihrem Gedächtnis. „Bodensteins,“ sagte sie.

„Die alten Leute?“ fuhr er auf. „Und jetzt, im Winter, die weite Reise?“

Wie lieblos er jetzt mit ihr verfuhr. Sie wagte nichts mehr zu sagen, um ihn nicht zu reizen.

Aber sie klammerte sich an diese Hoffnung. Ihr war's, als müßte alles gut werden, wenn Richard nur im Stande wäre, die Verhältnisse mit Bodensteins Augen zu sehen. Die wußten nichts von Verdammten und Zerfchmettern. Die hatten ihr Vergehen rein menschlich genommen und verziehen.

Noch denselben Abend schrieb sie an Bodensteins und bat sie, bei ihrem Kinde Patenstelle zu übernehmen.

Und dann wartete sie und hoffte, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde.

Endlich kam — eine Abjage.

Die alte Frau schrieb. Bodenstein war zu ihrem einzigen Sohn gereist, der in der Nähe ein Gut besaß.

Die Veranlassung zu der Reise war eine traurige. Der blühende, hünenstarke Mann, kaum ein Vierziger, war gerade in der Erntezeit schwer erkrankt und lag seit Monaten zwischen Tod und Leben. Und sein Vater hatte keine ruhige Stunde gehabt seitdem, hatte hin und her fahren müssen, nach dem Rechten sehen in der großen Wirtschaft, und sie, das alte Frauchen, hatte die Sorge gehabt um den Kranken und die drei mitterlosen Söhne.

„Ja, Kind, das waren harte Zeiten,“ schrieb Frau von Bodenstein, „und Du darfst es uns nicht übelnehmen, daß wir auf Deinen letzten Brief gar nichts haben hören lassen. Es ging aber drunter und drüber bei uns. Was denkst Du? So ein paar alte Gänse, die immer zusammen in Ruhe ihren Strang gezogen haben! Und nun soll's auf einmal Galopp gehen, einer hierhin, der andre dorthin. Da weiß man manchmal nicht, wie einem der Kopf steht.“

„Und wenn das Unglück — Gott verhüte es! — wenn das Schwerkste kommen sollt, daß mein alter Bodenstein seinen Jungen in die Grube fahren sieht — Kind, dann hilf's nicht, dann müssen wir von der Drosselburg herunter. Die Pension hat sich mein Alter freilich lange verdient. Aber das alte Gulennest und seine Bäume — das ist seine Welt. Wie würde er das verwenden!“

„Wer sollte aber sonst das Gut verwalten für die Bubens, die dann ganz verlassen dastehen? Und der Älteste, der Enno, ist erst zehn Jahre.“

Zu all ihrer Not und Herzenssorge fand die alte Frau doch noch Zeit, der Lene ihre Freude auszusprechen über das Kind, daß es nun glücklich da sei und so schön gedeihe, wie Lene es schilderte. Und sie sollten sie beide mit ruhig als ihre Gevattersleute betrachten, wenn sie auch nicht zur Taufe hätten kommen können. Denn der Lene ihr Junge sei ihnen wie ihr Enkelkind. Und sie und ihren Alten würde es herzlich freuen, wenn die Lene bald einmal käme und den kleinen Hellmut mitbrächte.

„Denn Du bist ja bei uns wie zu Hause, mein Kind, und störst nicht. Im Gegenteil — wie ich Dich oft herbeisehne, wenn mir so angst ist, und die viele Arbeit, und alles muß liegen bleiben — das glaubst Du gar nicht.“

Die „schwarze Lene“ sah ganz still, den Brief in den Händen, und blickte wie erstarrt vor sich hin.

Sie konnte es noch gar nicht begreifen — der Major? Auf den Tod? Dieser Mensch mit der unerwüßlichen Lebenskraft, der Geiterkeit, die mit den Lebenssorgen spielte wie der Athlet mit den Centnergewichten — der am Sterben?

Noch unfassbarer war die Möglichkeit, daß der Bodenstein heraus sollte aus seinem alten Nest. Wie oft hatte sie ihn jagen hören: „Zu Fuß kriegen mich keine zehn Pferde aus

meinem alten Kasten. Da müßt Ihr mich schon zwischen den famosen fünf Brettern hinausschleppen."

Sie hatte, wenn's ihr schlecht ging, an die Drosselburg gedacht wie an ein Friedenssahyl. Das Heimweh, das Jochen ihr am Hochzeitstage prophezeit, hatte sich dann und wann eingestellt, aber ganz gelinde. Die Gegenwart mit ihren Freuden und Sorgen war zu mächtig gewesen.

Und nun auch da oben graue Sorge, Angst, Kummer! Nicht einmal dort in der Höhe waren sie vor den bösen Gästen sicher!

Waren sie denn überall, diese unholden Begleiter der Menschheit? Wo nur ein Herz schlug und ein Hirn dachte, da trug es den großen Fluch mit sich herum: Leben heißt leiden!

Da fiel es auf einmal über das junge Weib her als eine ungeheure Unlust am Leben. Warum denn geboren werden, warum denn neue Geschöpfe ins Leben rufen, wenn das der Sinn des Daseins ist!

Da saß sie in ihrer kleinen Küche, und ringsum stierte sie die nackte Kärglichkeit an. Sie putzte Gemüse und schälte Kartoffeln, die stille Stunde ausnutzend, während das Kind nach dem Bade schlief.

So schlug ihnen denn alles fehl! Auch diese beste Hoffnung, von der sie ein paar Tage gezehrt hatte, war zeronnen. Was blieb ihnen noch?

Sie überlegte hin und her, wie sie's Richard beibringen sollte. Er hatte den Briefträger so unruhig erwartet.

Es war ihr, als solle sie ihm selber einen furchtbaren Schlag, eine quälende Wunde beibringen.

Aber jetzt regte sich's in der kleinen Kammer. Hellmut erwachte. Es raschelte in den Kissen, als stießen stramme, kräftige Füße die lästigen Hüllen von sich. Leise, ungeschickte, bergnützte Laute — eine lange Geschichte, mit viel er-ra, tata, ei-a, — eine so göttliche Zufriedenheit — eine so innige Lust am Sattsein, Gebadetsein, Ausgeschlafenhaben, daß Lene alle Arbeit fortwarf und wie der Wind zu ihrem Trostspender eilte.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Neulich las ich endlich einmal etwas Erfreuliches in den Zeitungen. Man bringt demnächst in kleinen niedlichen Flaschen für billiges Geld flüssige Luft auf den Markt. Was bisher eine rarität der Laboratorien war, wird ein allgemeiner Konsumartikel, den die Straßenhändler neben alten Büchern, Lachs, Weintrauben und Ansichtskarten feilhalten werden.

Mit einem Tropfen flüssiger Luft werde ich mir künftig meinen täglichen Champagner kühlen können. Der Unsinne der Natur, daß es im Sommer, gerad' wenn man's kühl haben möchte, warm ist und im Winter, wo man recht gut Wärme vertragen kann, kalt, wird mit Hilfe der flüssigen Luft ausgeglichen. Man öffne im August ein wenig den Luft-Syphon und das Zimmer wird sofort kühl. Man setze ein noch etwas glimmendes Streichholz in Jamar der Einwirkung flüssiger Luft aus und im Nu entfiel ein Strom von Wärme. Der Begriff verdorbene Luft wird fortan eine schaurige Gespenstergeschichte von ehedem. In den Höhlen der Arbeit selbst kann reine Höhenluft erzeugt werden. Die flüssige Luft bricht Not und Eisen wie Strohhalme. Ein überfülltes, verqualmtes Versammlungstotal wird durch einen Strahl flüssiger Luft würzig wie Baldesatem, und eine Fontaine flüssiger Luft vermag eine ganze Fabrikstadt in einen Luftkurort zu verwandeln.

Das Zeitalter der flüssigen Luft hebt an. Bald wird man in den Großstädten „flüssig-Luft-Leitungen“ bauen. Schon blättere ich ahnungsvoll in den Lokalanzeigern der glücklicheren Zukunft.

Kellerwohnung mit Alpenluft. Verlängerte Aderstraße Nr. 237, dritter Hof Quergebäude ist eine Kellerwohnung, bestehend aus einem fensterlosen Raum zu dem enorm billigen Preis von 150 M. monatlich wegen Todesfalls des bisherigen Mieters zu vermieten. Derselbe hat 80 Jahre in der Wohnung gelebt, ohne einmal krank zu sein. Die Wohnung ist mit flüssiger Alpenluftleitung versehen. Auch für eine Semerei — bis zu fünf Kühen — sehr geeignet.

Verhüteter Unglücksfall. Der Leichtsinne, mit dem manche Mütter ihre kleinen Kinder unbeaufsichtigt lassen, hätte beinahe wieder zu einer schrecklichen Katastrophe geführt. Die kleine Nellie C. spielte bei einem Wottich kochenden Wassers und fiel hinein. Die Mütter hörte den marlerschütternden Schrei ihres Lieblings, stürzte hinzu und bemerkte das furchtbare Ereignis. Aber die Gefistesgegenwart verlor sie nicht. Sie ließ flüssige Luft in den Wottich, und Nellie C. war gerettet; sie ist mit einigen Frostbeulen davon gekommen.

Ferienkolonien in Berlin. Auch in diesem Sommer sind wieder eine größere Anzahl von Fischer- und Schifferkindern der Nordsee-Inseln nach Berlin zur Erholung geschickt worden. Die Kinder, die in der ungelunden, chemisch verunreinigten Luft ihrer Heimat arg heruntergekommen waren, wurden zu je 25 in Klassen der Gemeindeschulen untergebracht, die damit es zu einer Frequenz von 150 Kindern brachten. In der frischen, durch flüssige Luft ventilierten Atmosphäre der Schulstuben gediehen die Nordsee-Inulaner ganz prächtig. Schade nur, daß sie sobald wieder in den Dunst der Nordsee zurück müssen.

Macht keine Ausflüge! Noch immer ist in rückschlägigen Kreisen der Aberglaube verbreitet, daß es für die Gesundheit zuträglich sei, sogenannte Ausflüge in die „freie (S)“ Natur zu unternehmen. Wir können nur dringend davor warnen. Man hat beobachtet, daß eine Reihe schwerer Erkrankungen durch den Unverstand hervorgerufen sind, in der chemisch durchaus unreinen Natur Erholung suchen zu wollen. Will man des Sonntags Nerven und Seelen stärken, so lasse man sich in einer mit guter flüssigen-Luft-ventilation versehenen Destillation nieder. Das allein ist beförmlich.

Völlig verarmt ist über Nacht der deutsche Kanonenkaiser Lieutenant der Reserve Fürst Krupp. Als er gestern morgen, wie gewöhnlich, in den im Souterrain seines Schlosses gelegenen Stahlkammern promenieren wollte, waren dieselben samt allem in ihren aufgespeicherten Vermögen — man spricht von einer runden Billion — wie vom Erdboden verschwunden. Eine sofort angestellte Untersuchung ergab, daß die bei den Stahlkammern vorüberführenden Röhren der flüssig-Luft-Leitung schadhaft geworden waren. Die Luft war herausgeströmt und hat in kurzer Zeit die Stahlkammern und den Reichthum des Fürsten Krupp in Staub verwandelt. Der Arme wird jetzt auch aus der Armee ausscheiden müssen und der öffentlichen Wohlthätigkeit verfallen. Wie oft haben wir nicht schon davor gewarnt, die Leitungsröhren der flüssigen Luft unmittelbar neben Stahlkammern anzulegen!

Ein sinniger Einfall wurde dieser Tage bei der Hochzeit aufgeführt, die der bekannte Freiherr Petit-Cohn seiner einzigen Tochter ausrichtete: Sämtliche Weine wurden mit der flüssigen Luft des Tages und des Ortes gekühlt, wo sie gewachsen und gekeltert worden. Der Geschmack soll ein überraschend edler gewesen sein. Die Herbeischaffung kostete allerdings ein Vermögen.

Vandalismus. Ein entsetzlicher Anblick bot sich heute morgen in der Sieges-Allee. Von den dort aufgestellten Denkmälern einer unvergeßlichen Kulturpoche fehlten sämtliche Nasen und rechten Beine. Verarmte Studenten hatten die betreffenden Körperteile mit flüssiger Luft bespritzt und so zur Auflösung gebracht. Die Empörung der Bevölkerung über das ruchlose Vorgehen ist allgemein. Eine der köstlichsten Wästen altdeutschen Humors ist damit zerstört worden.

Aus einer Reichstagsitzung. Es wird beraten über die Position Luft:

- | | |
|------------------------------------|-----------------------------|
| 1. Luft, gasförmig | 150 M. Zoll pro Kilogramm |
| 2. „ gefroren | 200 „ „ „ „ „ |
| 3. „ flüssig | 300 „ „ „ „ „ |
| 4. „ flüssig (über 4000 Meter hoch | 450 „ „ „ „ „ hergestellt). |

Reichskanzler Graf Bülow: Meine Herren, ich hoffe, daß Ihnen diese mittlere Linie nicht Luft ist. (Stämmische Heiterkeit.) Diese mittlere Linie haben die verbündeten Regierungen nach unsäglichen Bemühungen als die äußerste Grenzdiagonale des Erreichbaren gefunden. (Widerspruch rechts.) Ja, meine Herren, diese mittlere Linie verbindet die hervorragendste landwirtschaftliche mit der absolut notwendigen Industrie, sie verbindet Unternehmer und Arbeiter, Produzenten und Konsumenten, Arme und Civil, Leib und Seele, Sterblichkeit und Unsterblichkeit, rechts und links, Nord und Süd, Vernunft und Thorheit, Schwarz und Weiß. Ich kann wohl sagen: diese mittlere Linie ist das Ei des Columbus, das die verbündeten Regierungen in schwerem Behen erfolgreich gelegt haben. An Ihnen ist es nun, dies Ei auszubrüten und damit der mittleren Linie zu einem gedeihlichen Leben zu verhelfen. (Bravo bei dem einen Nationalliberalen.)

Hg. Frhr. v. Paasche (Centr.): Meine Herren! Dies Ei des Columbus rührt mich nicht, es ist ein Luftei. Der Zoll ist nicht genügend, er würde auch nicht genügend sein, wenn er verdoppelt würde. Wir müssen die ganze ausländische Schmutzkonturrenz gegenüber der einheimischen nationalen Luft beseitigen. Meine Freunde fordern im Namen des Christentums, des Patriotismus und der nationalen Gesundheit absolute Grenzsperr für jegliche fremde Luft, sei sie gasförmig, gefroren oder flüssig. Redner stellt unter großer Bewegung des Hauses einen Fall dar, wo ein Mann, der am Alexanderplatz in Berlin wohnhaft, infolge Einatmung Obergandhiner Luft, die er in einem Postpaket bezogen hatte, gestorben sei. So steht es in Wahrheit um die fremde Luft, die gesundheits-schädlich ist und unsre heimische Luftkurier schädigt. (Lebhafter Beifall im Centrum.)

Hg. Graf Ranitz (Soe.): Ich bestreite, daß es sich hier

um einen Schatz für die Landwirtschaft handelt. Der Luftzoll nützt lediglich der Industrie, die flüssige und gefrorene Luft herstellt. Wir Bauern brauchen mehr Luft, wir sind auf den Import angewiesen, wir verlangen deshalb Zollfreiheit. Seitdem alle größeren Städte flüssig-Luft-Leitungen haben, leiden wir auf dem Lande Wohnenden an Luftmangel, an zu heißer und verdorbener Luft. Alles strömt deshalb in die Städte. Gestern hat mich mein letzter Arbeiter verlassen. Kein Landwirt ist mehr militärisch-tüchtig. Wenn wir nicht das flache Land mit Kanälen (Hört! hört! rechts) flüssiger Luft beliefern, so gehen wir zu Grunde. Uns kann es ganz gleich sein, woher wir die Luft kriegen, wenn wir sie nur haben. Um die Feinde der Landwirtschaft feststellen zu können, beantrage ich, über meinen Antrag auf Zollfreiheit namentlich abstimmen zu lassen. (Bravo! bei den Soc.)

Reichskanzler Graf Bülow: Der Herr Vorredner hat die mittlere Linie. . . (Schluß des Abendblattes; Fortsetzung in der Parlamentsausgabe.)

Aus einem Roman. . . Finster traten Emilie und Eduard in das Zimmer. Draußen schwälte die Glut eines Augustabends. Große Schweitztropfen und müde Entschlossenheit standen auf ihren Stirnen. „Das also ist das Ende unsrer einst so stürmischen Liebe,“ murmelte Emilie düster, „schon nach kaum 35jähriger Ehe lieben wir uns nicht mehr.“

„Es ist nicht anders,“ tiefatmete und achselzuckte Eduard. Schweigen, brechendes, lähmendes, tödendes, dröhnendes Schweigen. . .

„Ich weiß mir noch ein letztes Mittel,“ stöhnte Eduard wie ein verwundetes Wild.

Damit zog er aus seiner Westentasche ein kleines blindendes Fläschchen und öffnete es hastig. Ein undeutliches etwas entströmte dem kleinen blindenden Fläschchen.

„O, welch reizendes Wunder umfängt mich plötzlich,“ ausbrach jubelnd Emilie; „ist es nicht dieselbe Maienmächtlust, die duftende, wie damals, als unsre Seelen sich in dem 170 Quadratrußen großen Parke meines Vaters zum erstenmal fanden? Schlägt nicht dieselbe Nachtigall, rieseln nicht dieselben Mondscheinwellen, rauscht nicht derselbe linde Wind? O, wie ich Dich liebe, Teurer, Angebeteter! . . .“

Wir lassen die Liebenden fünf Minuten allein in ihrer neu erblühten Seligkeit. Und nun kehren wir wieder zurück zu ihnen. Düstere denn zuvor saßen die beiden, getrennt. Die Schwüle hatte sich noch gesteigert. Die Nachtigall voll Mondschein, Liebe und Nachtigall war schnell verschwunden, wie sie gekommen war. „Ich hatte in dem Fläschchen“, bemerkte Eduard zutreffend, „die Luft unsrer ersten Liebesnacht flüssig aufgefangen, einschließlich des Jubelrufs von Mondsicht, Nachtigall und Kanälen. Der Zauber ist bald wieder verduftet. Der alte Efel umfängt uns wieder, psychologisch noch stärker begründet als zuvor. Wir müssen ein Ende machen. Bist Du bereit?“

„Ich bin's,“ entgeisterte Emilie. Damit drehte Eduard den Hahn der flüssig-Luft-Leitung auf. Am nächsten Morgen fand man beide erstarrt. Auf ihren Stirnen, am Haar, glänzten Eispelken.

Draußen grollten der erste Donner des ausbrechenden Gewitters. . .

J. o. c.

Kleines Feuilleton.

p. Der Schiffer. „Man kommt viel zu selten raus aus dem großen Steinhafen,“ meinte der Rentier und ehemalige Kaufmann Starck, welcher mit Frau und Schwiegerjohn am Rande des großen Sees entlang wandelte. „Ich fliege für mein Leben gern aus.“

„Und im Sommer ist er nicht aus der Stadt zu kriegen,“ wandte sich Frau Starck an ihren Schwiegerjohn.

„Werd' mich hüten! Ich in die Heringsstommen von Wahn-coupés quetschen, was? Schwitzen wie 'n Holzhaider! Keel! Dazu sind wir nich dänlich genug!“ Starck blieb stehen. „Kann man ja alle jetzt viel schöner haben. Viel bequemer! Lärst einem nicht so viel Lumpenpad zwischen den Beinen herum, und 's ist ebenso schön wie im Sommer! Oder etwa nicht? Seht Euch bloß mal die Landschaft an!“ Seine Hand mit dem Stock beschrieb einen weiten Bogen.

Es war wirklich schön hier. Drüben, auf der andren Seite des Sees stiegen von den ufernahen Wiesen die ersten dünnen Schwaden des Abendnebels auf. Ueber ihnen, hinter den taunenbestandenen Hügeln versank tiefrot die Sonne. Auf dem sanft bewegten Wasserspiegel zitterten langgestreckte goldige Lichter. Und ein purpurnes Wolkengebirge mit hellen, leuchtenden Bergspitzen sandte einen breiten rötlichen Schatten auf die stahtgraue Flut. Ein großes weißes Segel trieb langsam daher. Nur matt blähte der Wind das Zeug, und immer wieder mußte der alte Schiffer an dem Rande des breiten Steinufers entlang wandern. Und immer wieder stieß er klatschend den langen Staken in den Grund und stemmte die Brust dagegen. Am Steiner, über dem kleinen Bohngelag der Leute, stand die knochige Frau des Schiffers und lenkte das Fahrzeug.

Die drei am Ufer verharreten ein Weilchen im Schweigen. „Ein herrliches Panorama!“ meinte Frau Starck dann.

„Was?“ Starck wurde begeistert und schrie: „Ist das nicht märchenhaft geradezu? Ist das nicht zum Malen?“ Mit einem triumphierenden Blick wandte er sich zu seinem Schwiegerjohn. „Sind das nicht Farben! Farben! Zum Küßien!“

„Es ist schade, daß Du kein Maler geworden bist,“ sagte der mit trodener Miene.

„Gewiß! Ich hätt' Euch schon was zusammengepinselt! Wenn's bloß nich so'n elendiges Hungermetier wäre! Seht Euch bloß mal diesen Schiffer an, diese Typel!“ Er setzte einen Krümmsticker an die Augen. „Dieses Gesicht! Falten über Falten! Und braun wie 'ne Kaffebohne! Da, die Alte mit den wehenden Röden! Ein großartiges Pendant dazu!“ Er ließ das Glas sinken. „Sind interessante Leute, die Schiffer.“

„Ja. Es ist wohl der poetischste Beruf, den es giebt,“ nidte nachdenklich Frau Starck. „Ich kann mir wenigstens keinen schöneren denken.“

„Möchtest Du da hinten am Steuer stehen?“ fragte der Schwiegerjohn.

„Das ja nun gerade nicht.“ Frau Starck wurde kleinlaut.

„Malvone hat ganz recht,“ kam der Gatte ihr zu Hilfe. „Unserer einer verkauft da in der muffigen Stadt. Und so ein Schiffer ist wie ein König, ihm gehört die ganze Welt!“

„Meinst Du?“ Der Schwiegerjohn spielte den Bedenkllichen.

„Na, erlaube mal!“ Starck entrüstete sich. „Ist das etwa nicht schön, stets im Freien dahinzugondeln, immer die herrlichsten Landschaftsbilder vor Augen! Ewig von der Sonne beschienen, auf dem Wasser zu schwimmen!“

„Der Mann scheint aber doch von alledem nichts zu sehen.“

„Gott, die se Leute, Robert!“ Frau Starck hob die Achseln.

Ihr Gatte lachte verächtlich. „Naja, wenn Du die in Betracht ziehst! Die Sorte ist doch total stumpf, verdummt und abgebrüht. Die Menschen wissen eben Gottes herrliche Erde nicht zu schätzen.“

„Vermutlich, weil sie zubiel schwitzen müssen!“

Starck streifte seinen phantastischen Schwiegerjohn mit einem forschenden Blick. „Ach so. Du meinst, weil ich von den Herings-coupés im Sommer sprach. Unserer ist eben das Schwitzen nicht gewöhnt.“

Der Schwiegerjohn hatte eine Bemerkung auf der Zunge. Aber Starck wehrte mit einer Handbewegung ab:

„Sei man ruhig! Du bist'n ganz verkümmertes Profamensch! Keine Spur von Phantasie! Aber für mich giebt's nichts Schöneres! Komm, Mutter!“ Er nahm seine seligschmelzende Frau unter der Arm, schlug den Schwiegerjohn auf den Rücken und schrie: „Und nu gehn' wir dabrüben in das Raff und lassen uns einen guten Happenpappen geben! Und dann rutschen wir in einem leeren Coupé nach Hause!“

Die Sonne war hinter den dunklen Lammennassen verschwunden. Die Farben verblassten; schwer und dicht lag der Nebel von den Wiesen auf, kalt und grau lag die stille Wasserfläche. Langsam, schwerfällig entfernte sich das weiße Segel und immer wieder fiel der Staken des Schiffers klatschend ins Wasser. . .

— Wie Alexander Petöfi endete. Aus Budapest wird dem „Neuen Wiener Tageblatt“ berichtet: Der gegenwärtig in Südamerika lebende General Czecz, der seiner Zeit Generalstabs-Chef des Generals Bem in Siebenbürgen war, wird demnächst seine Memoiren veröffentlichen. Sie sind in spanischer Sprache abgefaßt, und zwar, wie General Czecz hervorhebt, deshalb, weil er in den 52 Jahren, da er fern von seiner Heimat gelebt, seine Muttersprache fast gänzlich verlernte. Diese Memoiren enthalten Enthüllungen über den Tod des Dichters Alexander Petöfi, von dem bisher allgemein angenommen wurde, daß er als Adjutant Bem's in der Schlacht bei Schäßburg von russischer Kavallerie niedergemacht worden ist. Czecz behauptet auf das entschiedenste, daß Petöfi gar nicht Adjutant Bem's gewesen, er habe sich damals nur provisorisch für einige Tage bei der Armee Bem's aufgehalten. General Czecz selbst habe noch die Bruchstücke der ungarisch-siebenbürgischen Armee um sich versammelt — es waren dies ungefähr 3000 Mann — die aber vollkommen demoralisiert waren. Bei Szilagy-Szomlyo hielt er die letzte Rast und forderte die Soldaten auf, Geschütze und Waffen zu vergraben und dann an den Familienherd zurückzukehren, da jeder Widerstand bereits vergebens sei. Auch Petöfi befand sich in einem Trupp von Flüchtlingen, und Czecz habe letzteren nachgeblickt, bis sie in den Bergen verschwunden waren. Alexander Petöfi sei somit nicht in der Schlacht von Schäßburg gefallen, sondern sei wahrscheinlich mit seinen Gefährten zusammen im Gebirge von dort herumstreichenden wallachischen Räubern getötet worden. Alle übrigen auf den Tod Petöfi's bezüglichen Daten seien bloß Märchen. —

Geschichtliches.

cy „Die Hand des Allerhöchsten.“ Die geschworenen Gegner des Gottesgnadentums behaupten gerne, daß der Absolutismus kulturfeindlich sei, auf dem Princip der Volksverdummung beruhe und der Entwicklung von Kunst und Wissenschaft feindlich gegenüberstehe. Zum Beweis dafür wird dann häufig die Geschichte des Landes angezogen, das bis heute dem Scepter von Autokraten gehorcht: die Geschichte Rußlands. Daß der Zarismus aber nicht so schlecht ist, wie sein Ruf, dafür zeugt beispielweise die Regierungszeit des letzten russischen Kaisers, der den Despotismus in voller Reinheit, strenger Folgerichtigkeit und selbstbewußter Sicherheit

verkörpert hat, und der darum von der Demokratie mit ganz besonders nachhaltigem Haß beehrt wird. Nikolaus des Ersten Reider haben zwar auch behauptet, er sei ein ganz ungebildeter Mensch gewesen, der nicht einmal richtig schreiben können. Das muß aber für eine böswillige Verleumdung gelten; denn in Wirklichkeit begnadete Zar Nikolaus Kunst und Wissenschaft mit seinem allerhöchsten Güntertum. Das Gegenteil wüßte auch befremden, pflanzte er doch von vornherein die Volkswohlfahrt auf allen Gebieten mit erstaunlicher Vielseitigkeit, so daß ein Epigramm-dichter ihn schon in den ersten Jahren seiner Regierung die bewundernden Verse widmete: „Raum war er auf den Thron gestiegen, so sorgte er für die Seinigen; er errichtete fünf Galgen und schickte hundert Leute in die Verbannung.“ Damit sind die Räbels-führer des Delabriten-Aufstandes vom 28. Dezember 1825 gemeint, die von den russischen Revolutionären als Blutzengen der Freiheit verehrt werden.

Wie für Ruhe und Ordnung, so sorgte Nikolaus auch für Kunst und Wissenschaft. Ein schlagendes Beispiel seiner Mäcenatenthätigkeit ist aus eben jener Zeit zu verzeichnen, als die Galgen für Mylejeff, Pestel und Konforten sich erhoben. Ein Dichter Namens Kulolud schrieb unter dem frischen Eindruck jener Ereignisse ein Stück, das von vortrefflicher, staatserkaltender, monarchischer Gesinnung zeugte und den Titel führte: „Die Hand des Allerhöchsten“. Der Poet hatte bloß das Unglück, einen mißratenen Bruder zu besitzen, der in die Verschwörung von 1825 verwickelt war. Wegen dieses kompromittierenden Umstandes kann man sich den Schrecken Kuloluds denken, als ihn der Czar auf einmal zur Audienz befehlen ließ. Der um sein Geschick Besorgte hätte zwar Veruhigung schöpfen können aus einer Stelle der allerhöchsten Kundgebung von jenem Tage, an dem die Delabritenfürer gehängt wurden; da hieß es nämlich, der Kaiser habe mit Vergnügen gesehen, daß die nächsten Verwandten die Unglücklichen, über denen der Verdacht der Missethat schwebte, verleugnet und ausgeliefert hätten. Unter die Kategorie dieser Ehrenmänner gehörte doch nun auch Herr Kulolud von Rechts wegen. Trotzdem erschien er mit Zitiern und Jagen vor dem Gebieter, der ihm doch bloß seine kaiserliche Zufriedenheit mit der „Hand des Allerhöchsten“ aussprechen wollte. Die Angst des Dichters war so auffällig, daß Nikolaus zu seiner Veruhigung die liebreichen Worte sprach: „Es kommt alle Tage vor, daß von zwei Brüdern der eine ein Nichtswürdiger, der andre ein braver Mann ist.“ Nicht genug mit diesem Günstbeweis protegierte Nikolaus den ums Vaterland verbienten Schriftsteller noch weiter. Bagte da nämlich ein Kritiker in Pustau, Namens Polevoj, an dem allerhöchsten Weifalls gewildigteten Stück Kuloluds in einer abfälligen Recension herumumörgeln. Das charakterisierte sich in diesem Falle geradezu als eine strafbare Majestätsbeleidigung. Der Prek-sunder wurde daher aus dem Schoß seiner Familie heraus verhaftet und unter dem Geleit eines Gendarmen per Kuriercarren nach Petersburg geschleppt. Das Rütteln und Stoßen dieser Fahrt, die dem Geängstigten einen Vorgesmack der Reise nach Sibirien gab, bewirkte in Polevoj eine so heilsame Sinnesänderung, daß er sich schleunigst aus einem liberalen Autor in eine Zierde kaiserlicher Hofkunst verwandelte. Der Fall Kulolud-Polevoj rief damals das Epigramm hervor: „Die Hand des Allerhöchsten hat drei Wunder gethan; sie hat das Vaterland gerettet, Kulolud erhoben und Polevoj ruiniert.“ Der Schluß trifft offenbar nicht das richtige; er müßte heißen: „sie hat Polevoj auf den rechten Weg gebracht.“ Und das war auch ein Erfolg des kaiserlichen Mäcenatentums. —

Aus dem Tierleben.

— Vom Zeisig plaudert Dr. Victor Hornung in der Wochenschrift „Nerhus“. Wir sehen einen Teil seiner Ausführungen hierher: Im Freien nährt sich der Zeisig von allerhand Sämereien. Die Samen von Erlen, Birken, Nadelhölzern, Disteln und anderen mehr liefern ihm willkommenen Nahrung. Auch dort, wo Hopfen gebaut wird, erscheint er unaufgefordert oft in großer Zahl, um hier gleichfalls sein Teil einzuhändigen. Zu der Zeit, da er Elternpflichten erfüllen muß, rückt der Zeisig ferner besonders Insekten, kleinen Raupen u. dergl., mit denen die Jungen geizt werden, zu Leibe, aber auch in den übrigen Monaten des Frühling und Sommers vertilgt er manches Insekt, manche Larve, bis der Herbst ihn zu den gereiften Sämereien übergehen läßt. Die Laßtöne des Zeisigs klingen wie „trettet“, „tretterttett“, „die, die“ oder „dibildei“. Wegen seiner Zurückhaltigkeit und Sorglosigkeit gerät der Zeisig leicht in Gefangenschaft. Wer seine Lockstimme nachahmen versteht, wird bald herausfinden, daß er derselben fleißig antwortet und nach Seinesgleichen Ausschau hält. Gefangen wird der Zeisig im Herbst, wenn die Schwärme umherziehen, mit Reimruten und anderen Fangvorrichtungen.

Als Stubenvogel ist der Zeisig allgemein beliebt. Sein Gefangenschaft ist allerdings nicht hervorragend ausgebildet, aber der Sonnenschein, der stets über dem Leben und Weben dieser kleinen Gestalt ruht, ihr munteres, heiteres Wesen und ihr Frohsinn werden ihr stets die Günst erhalten, die sie bei den Vogelfreunden genießt. Für die Häuslichkeit kann dieser brollige Kerl in der That auch jedem warm empfohlen werden; ein schwacher Lichtstreifen, der durch den Fensterladen dringt und der das Rauchen des neuerwachten Tages ankündigt, genügt schon, unser Vöglein zu neuer Lust anzuregen und mit der Stimme seiner Freude Ausdruck zu verleihen. Eingefangen,

gewöhnt sich der Zeisig unschwer ein und hält sich bei guter Wartung und Pflege trefflich. Sowohl im Einzelflug wie im Gesellschaftsbauer erfreut er den Besitzer durch seine Lebhaftigkeit. Immer frommen Sinnes, muntert er auch andere Käfiggenossen auf, Nummer und Tribäl zu vergessen und einzustimmen in das Sonnenkonzert, wobei er in steter Bewegung ist, hurtig und ohne Ermüdung hin- und her-springt; gönnt er sich Ruhe, dann putzt er sein Federkleid. In der Voliere mit andern Körnerfressern, wie Stieglitz, Hänfling, Edelfsint u. a. vereint, lebt er in Ruhe und Frieden, nur am Frehnapfe dünkt er sich, so lange er nicht gesättigt ist, als Alleinherischer. Naht sich ein hungriger Gast, so schlägt der winzige Stobold mit den Flügeln und giebt seinen Jörn und seine Unnahbarkeit durch ein heftiges „schrah, schrah“ zu erkennen. Will man den Zeisig finger-zahn machen, so kann man dies auf diese Weise erreichen, daß man ein Hanforn zwischen die Finger nimmt und ihm dasselbe vor das Käfiggitter hält. Bald wird er es wagen, den Lederbissen aus der Hand in Empfang zu nehmen, dann öffnet man nach einiger Zeit das Thürchen, redet ihm freundlich zu, reicht ihm das Körnchen auf der Schwelle und bestimmt ihn allmählich, den Käfig zu verlassen. Bald wird er erlernen, beim Öffnen der Thür herauszuspazieren und auf die Hand des Pflegers zu fliegen, um das verlockende Hanforn zu erreichen, zumal wenn der Besitzer sich häufiger mit seinem Lieblinge beschäftigt.

In der Gefangenschaft reicht man dem Zeisig Mohnsamen, Rüben, nebenbei Erlen- und Birkenamen und ab und zu gequetschten Hauf. Ich rate jedoch, das Futter nicht durcheinander zu mischen, ihm als Hauptnahrung Mohnsamen und hin und wieder zur Abwechslung nebenbei die andern Sämereien, aber in besonderen Gefäßen vorzusetzen. Unerwartet sucht er sich das ihm am meisten zusagende aus dem Napfe heraus und verstreut dadurch viel Futter. Ferner ist Grünkraut, wie Salat, Vogelmiere u. dergl. zu seinem dauernden Wohlbefinden sehr dienlich. Frisches Wadewasser darf desgleichen nicht fehlen. Zur Wastarducht kann der Zeisig auch verwandt werden. Zu dem Zwecke bringt man ein gezähmtes Zeisigmännchen mit einem Kanarienvogelweibchen in einem geeigneten Gebauer zusammen. Die aus dieser Ehe hervorgehenden Jungen erinnern in Farbe und Gestalt an beide Eltern, zeigen im übrigen aber keine besonderen Vorzüge. Auch zu mancherlei Kunststücken läßt sich unser Vöglein abrichten. —

Humoristisches.

— Ein Streber. A.: „Warum trinken Sie denn heute gar so viel?“

B.: „Ja, wissen Sie, mein Vorgesetzter, der da hinten in der Ecke sitzt, wartet darauf, daß frisch angestekt wird, und da trink' ich eben den Rest weg!“ —

— Falsch ausgedrückt. Die kleine Elise: „Mama, kauf mir doch einen Sonnenschirm, sonst werd' ich so hirnverbrannt wie der Papa!“ —

— Rücksichtsvoll. . . . Und das steckst Du so ruhig ein, daß der Nazi Dich „Lump“ nennt?“

„Wart's doch ab! Will erst nachschau'n, ob der Wader auch z' Haus ist!“ —

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Josef Werkmanns Volksschauspiel „Die Kreuzwegstürmer“ wird Mitte November im Berliner Theater in Scene gehen. —

— Die Errichtung eines sächsischen Volkstheaters ist nunmehr genehmigt worden. Gespielt wird in Chemnitz, Dresden und Leipzig werden; die Eröffnung soll im Januar stattfinden. —

— Das Wiener Raimund-Theater erzielte im Spieljahr 1901/1902 einen Reingewinn von 63 015 Kronen. —

— Die Ausstellung von Ringers „Beethoven“ bei Keller u. Reiner wird heute eröffnet. —

— Der Stromboli, der sich gegenwärtig in einer heftigeren Auswurfsthatigkeit befindet, gehört zu der wenig zahlreichen Klasse von Vulkanen, die seit Menschengedenken einen Zustand von unterdrückt, aber fortgesetzter Lebendigkeit gezeigt haben. Er erhebt sich 1900 Meter über dem Meeresspiegel, aber etwa 1800 Meter über den umgebenden Meereshoden, während der Krater etwa 300 Meter unterhalb des Gipfels gelegen ist. Seit vollen zwei Jahrtausenden hat der Berg ohne Unterlaß Dampf ausgestoßen, der zur Nacht hin und wieder in einem düsteren Licht erglüht und in genügender Entfernung für das Feuer eines Leuchturms gehalten werden kann. Zu gewöhnlicher Zeit ist es möglich, nicht nur den Berg zu erklimmen, sondern auch eine Strecke weit in den Krater hinabzusteigen. Einer der alten Klaffter des Vulkanismus, der englische Forscher Poulett Scrope, unteruchte den Krater im Jahre 1819 nach einem ziemlich gefährlichen Anstieg von einer Felspitze aus, wo die Oberfläche einer geschmolzenen und in Weißglut erglänzenden Lava in abwechselndem Steigen und Fallen innerhalb des Schlundes, der den Schlot des Vulkans bildete, gesehen werden konnte. —